

Familie im Spiegel erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung

1. Warum Familie ein relevantes Thema erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung ist

Familie ist für den überwiegenden Teil der Kinder und Jugendlichen primärer Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation. Hier erfahren sie – eingelassen in die alltägliche Lebensführung – die Relevanz (wie auch Irrelevanz) von Geschlecht und werden zu Mädchen* wie Jungen*. Aus Perspektive der Geschlechterforschung war und ist Familie noch vor den Peers, den pädagogischen Institutionen und gesellschaftlichen Arrangements die zentrale Stelle, an der – im Modus von Arbeitsteilung und Erziehungsverständnissen – alltägliche Geschlechterordnungen etabliert und Geschlechterdifferenzen hergestellt werden.

Die mittlerweile zum Alltagswissen zählende soziologische Beobachtung der Gleichzeitigkeit von einerseits einem Wandel und andererseits der Persistenz (Maihofer 2014) familialer Lebensformen und geschlechtlicher Arbeitsteilungen lässt auch im 21. Jahrhundert – kaum überraschend – die Diagnose zu, dass Reproduktions- bzw. Care-Arbeit und damit insbesondere auch häusliche Erziehungsaufgaben nach wie vor prioritär den Frauen zufallen. Dass Frauen und Familien in ungleichen sozialen Lagen und auch im globalen Kontext davon gleichermaßen, wenn auch unterschiedlich betroffen sind, ist ebenso bekannt. Eindrücklich zeigt sich das empirisch beispielsweise in der biografieanalytischen Studie von Wirz (2021), die aus transnationaler Perspektive Fragen der Lebensführung und Fürsorgearbeit von sog. Arbeitsmigrantinnen in den Blick nimmt und den methodologischen Nationalismus der Familienforschung zu überwinden sucht: Die befragten Frauen können durch Arbeitsmigration zwar die ökonomische Situation ihres Familiennetzwerkes mal weniger, mal mehr verbessern; die Stabilität ihrer Partnerschaften, aber auch Mutterschafts- und Beziehungspraktiken werden jedoch negativ beeinflusst. Eine Folge davon ist die verstärkte (Selbst-)Verpflichtung zur Erneuerung, Wiederherstellung und Reparatur von Familienbeziehungen (ebd.: 257ff.), deren Einlösung nicht zuletzt von den Bedingungen im Ankunftsland abhängt, die den Rahmen für die grenzüberschreitende Care-Arbeit samt Belastungen, Ressourcen und Handlungsmustern abstecken (ebd.: 262). Ein solch kursori-

scher Einblick soll an dieser Stelle verdeutlichen, dass mit dem für das Jahrbuch gewählten Thema – also der Relationierung der Trias Familie, Geschlecht, Erziehung – eine grundlegende bzw. auch grundlagentheoretisch relevante erziehungswissenschaftliche Fragestellung im Kontext von spezifischen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Bedingungen sowie globalen Rahmungen aufgeworfen werden soll.

Auf die triadische Figur wird deshalb fokussiert, weil sich das Erkenntnisinteresse in der erziehungswissenschaftlichen Familienforschung ungeachtet der Verschiebungen im Geschlechterverhältnis bislang meist nach wie vor insbesondere auf *Erziehung im Generationszusammenhang*, in unterschiedlichen sozialen Milieus und innerhalb differenter kultureller Ordnungen richtet (vgl. Matthes 2018; Ecarius 2020). Geschlechterfragen werden dabei vor allem an die Aushandlungen der Eltern- bzw. Großelternbeziehungen im Kontext von Partnerschaft und Arbeitsteilung geknüpft. Die generationalen Wirkungen des Geschlechterwandels bleiben somit in der Regel außen vor. Dabei sind es vornehmlich die *Erziehungspraktiken, an denen sich die Verschiebungen im Geschlechterverhältnis kristallisieren*, und es sind vor allem *die Kinder und die Jugendlichen, an denen sich verändernde Geschlechterarrangements nachhallen*.

Insofern zielt der vorliegende Band darauf, Familie, Geschlecht und Erziehung in einer relationalen und analytischen Perspektive systematisch aufeinander zu beziehen und zugleich die Beiträge der unterschiedlichen Akteure, seien es Erwachsene, Kinder, Institutionen oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen, sichtbar zu machen und zueinander ins Verhältnis zu setzen.

2. Zur Entstehungsgeschichte des Bandes

Unter dem massiven Eindruck des ersten Lockdown, der als politische Maßnahme zur Eindämmung der Covid 19-Pandemie beschlossen wurde, haben wir im Frühjahr 2020 den Call für den Band formuliert. In dieser Zeit war kaum zu übersehen, dass gesellschaftliche Krisen zu zeithistorischen Zäsuren führen können, die die sozialstrukturellen und diskursiven Rahmenbedingungen, unter denen Familien ‚Familie tun‘, Geschlechterarrangements konstellieren und Erziehungsprozesse gestalten, grundlegend verändern und/oder begrenzen. So erwies sich die Corona-Pandemie zumindest hierzulande als Brennglas, unter dem das diskursiv verankerte idealtypische Muster einer ‚Vereinbarkeit‘ von Beruf und Familie in seiner handlungspraktischen Aufforderung zur ‚Balance‘ von Familie, Geschlecht und Erziehung in seiner ohnehin schon vorhandenen Fragilität sichtbar wird und zur Illusion zerschmilzt. Freigelegt wurde dabei insbesondere, dass die gesellschaftlich notwendige *Sorge-Arbeit* – vor allem auch im Hinblick auf Kinder und Jugendliche – nach wie vor im Anschluss an

die bürgerlichen Leitvorstellungen des 18. Jahrhunderts nahezu gänzlich in den privaten Bereich verschoben und dort, nur durch mal mehr, mal minder verlässliche institutionalisierte Einrichtungen unterstützt, geleistet werden muss. Das betrifft schon im ‚Normalzustand‘ vor allem Erziehungs- und Versorgungsaufgaben; unter den Bedingungen von Corona nun auch die schulische Bildung, wie sich bspw. in einem Beiheft der Zeitschrift *Die Deutsche Schule* (Fickermann/Edelstein 2020) facettenreich dokumentiert. Diese spezifische, im Rahmen der differenten Möglichkeiten der staatlichen Organisation gesellschaftlich relevanter Aufgaben fast antiquiert wirkende Ordnung der Sorge zwingt mit Blick auf die allgegenwärtige Innovationsrhetorik der Politik und die demografische Entwicklung – wenn auch nicht erst jetzt – zu der Frage, wie und vor allem wann Sorgearbeit (endlich!) als gesellschaftliche Aufgabe der Zukunft in den Blick gerückt und ‚entprivatisiert‘ werden wird.

Mit den Verschärfungen der politischen Ordnungsmaßnahmen im Winter 2020/2021 wurde darüber hinaus in politischen und medialen Diskursen zugleich eine deutliche Engführung des Familienverständnisses selbst sichtbar: So wurde Familie im Zusammenhang mit den Kontaktbeschränkungen ausschließlich entlang sozialstatistischer Kategorien der Kernfamilie (Haushaltszugehörigkeit, Kinderanzahl) gefasst, eine Sicht, die hinter die im wissenschaftlichen Diskurs seit etlichen Dekaden etablierte Feststellung der Pluralisierung von Lebensformen¹ zurückfällt. Die unterschiedlichen Lebensrealitäten von Familien, von Allein- oder Getrenntlebenden, von Mehrkind- und Mehrgenerationen- oder binationalen Familien, von Wohngemeinschaften und -projekten sowie jeglicher Form von Communities, die nicht dem Bild der bürgerlichen Kernfamilie entsprechen, blieben dabei außen vor. Selbst in den Medien wurde das kaum grundlegend kritisiert und – mit Ausnahme der Dokumentation individueller ‚Einzelschicksale‘ – auch nicht thematisiert. Die Politik hat schließlich nachgängig mit verschiedenen ‚Ausnahmeregelungen‘ reagiert – warum genau, kann von außen kaum nachvollzogen werden, denn größere Proteste gab es hierzu nicht.

Die Orientierung der Politik an der Mehrheitsgesellschaft wurde ein weiteres Mal an der ausschließlichen Fokussierung auf Regellockerungen für den Zeitraum der christlichen Feiertage an Weihnachten deutlich. Während diese Tage nachweislich reich an familiären, teilweise auch gewaltförmig ausgeprägten Konflikten sind, wurde Weihnachten im politischen Diskurs demgegenüber als Familienfest idealisiert und ideologisch aufgeladen. Trotz der von verschiedenen Vertreter*innen der Immunologie und Epidemiologie vorausgesagten Gefahr einer massiven Infektionswelle aufgrund der Lockerungen wurde an diesen letztlich festgehalten – auch wenn vor einem gemeinsamen Singen von Weihnachtsliedern gewarnt und eine Vor-Quarantäne empfohlen wurde.

1 Zum Beispiel von Peuckert in der Erstausgabe 1991, in der vollständig überarbeiteten 9. Auflage 2019.

Eine derartige, jegliche gesellschaftliche Vielfalt und Heterogenität negierende Politik, die ein traditionell christliches und damit immer auch patriarchales Familienbild reproduziert und alle anderen Formen der Lebensgestaltung in ihren Verordnungen potenziell sanktionierbar macht, hat dabei nicht nur tief erschüttert, sondern auch deutlich gemacht, wer ‚im Notfall‘ außen vor bleibt.

Fraglich ist nicht zuletzt, inwiefern die auf Kernfamilie und Haushaltszugehörigkeit bezogenen politischen Maßnahmen der Kontaktbeschränkung im Winter 2020/2021 *einen kategorial begründeten Ausschluss von Personengruppen* so grundlegend legitimiert haben, dass im Herbst 2021 auch Ausschlüsse von jenen, die das politisch und gesellschaftlich Erwünschte – aus welchen Gründen auch immer – individuell nicht einlösen, eine breite politische und gesellschaftliche Zustimmung finden. Auch wenn eine Ursache hierfür sicherlich darin gesehen werden kann, dass in diesem Fall die Freiheit der*des Einzelnen (das Impfangebot nicht wahrzunehmen) die Freiheit der Anderen (in Form abermals drohender Einschränkungen von Freiheitsrechten) gefährdet: Solche kategorial begründeten Ausschlüsse führen zu einer (wenn auch nur zeitlich begrenzten) Institutionalisierung von Benachteiligung. Das erscheint vor allem vor dem Hintergrund beachtenswert, dass eine nicht unbedeutende Zahl der aktuell nicht geimpften Personen auch unter ‚normalen‘ Bedingungen schon in sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen lebt, wie bspw. eine Studie des Max-Planck-Instituts für Sozialrecht und Sozialpolitik (MPG 2021) zeigt. Dass dies aktuell so geschieht, wirft auch Fragen danach auf, welche Formen die politische Bearbeitung zukünftiger Krisen annehmen wird. Dabei wäre es wünschenswert, dass Krisen und der politische und gesellschaftliche Umgang zu ihrer Bewältigung noch stärker zum Gegenstand geschlechtertheoretisch fundierter Analysen gemacht werden.

Die auch aktuell noch nicht bewältigte Krise, die mit der Corona-Pandemie ausgelöst wurde und die durch die staatlichen Maßnahmen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen je spezifische Konkretisierungen und Verschärfungen erfahren hat, schien uns demzufolge in einem Call zu *Familie, Erziehung und Geschlecht* zum Zeitpunkt 2020 nicht unthematisiert bleiben zu können. Unter dem Eindruck von medialer Berichterstattung und Live-Tickern zur Weltlage sowie der allgegenwärtigen individuellen und kollektiven Betroffenheit haben wir beschlossen, die in der ursprünglichen Themenstellung eher grundlegende und allgemeine Perspektive auf die impliziten Wandlungsprozesse des Verhältnisses von Familie, Erziehung und Geschlecht zu erweitern und zu vertiefen – nicht allein in Bezug auf die manifesten und aktuellen Veränderungen im Kontext von Corona, sondern auch im Hinblick auf den allgemeinen Zusammenhang von Familie, Geschlecht und Erziehung mit Fragen der gesellschaftlichen Ordnung. Damit schienen uns Spuren gelegt, die Anschlüsse an Gegenwartsfragen, an unterschiedliche Gegenstandskonstruktionen und teildisziplinäre Perspektiven der Erziehungswissenschaft ebenso er-

möglichen wie an längerfristig laufende Forschungsprojekte und – idealerweise – auch an internationale Diskurse. Es sollte also kein ‚Corona-Band‘ werden.

Es war – und ist ja auch derzeit – nicht abzusehen, ob, und wenn ja, wie lange uns die Pandemie, und im Zusammenhang damit die politischen Maßnahmen, begleiten werden. Vermutlich wird aber auch zum Zeitpunkt des Erscheinens des Bandes noch Interesse am Themenkomplex Corona bestehen, und dies nicht zuletzt deshalb, weil das, was während der Krise geschieht, auf mehr verweist als auf den Umgang mit und die Bewältigung der konkreten Situation; wir kamen jedoch von vornherein zu der Einschätzung, dass es für eine systematische, über rein deskriptive Aussagen hinausgehende (erziehungs-)wissenschaftliche Auseinandersetzung und Erforschung mehr Distanz zur aktuellen Situation benötigen würde. Insofern sind die Beiträge des Bandes, die sich Corona widmen, vornehmlich als explorative Unterfangen zu sehen, die schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt versucht haben, der Frage nachzugehen, welche Auswirkungen sich durch die Krise auf Familie, Geschlecht und Erziehung ergeben (könnten). Gleichermäßen haben wir unterschätzt, unter welchen Druck auch Wissenschaftler*innen durch die Veränderungen ihrer unmittelbaren beruflichen, aber auch familiären, persönlichen und psychosozialen Situation geraten, wie Forschungs-, Publikations- und Qualifikationsprojekte davon betroffen sind und somit auch die Erstellung eines in einen festen Zeitrahmen eingepassten Jahrbuchs. Von daher danken wir an dieser Stelle allen Autor*innen ganz besonders für ihre Beteiligung und ihr Engagement, auch unter den Bedingungen der gesellschaftlichen Krise zur Erstellung des vorliegenden Bandes beizutragen.

Bevor die Beiträge des Bandes im Einzelnen vorgestellt werden, wollen wir uns als inhaltlichen Auftakt dem Krisenbegriff selbst nochmals stärker widmen und seine Verweisungszusammenhänge in der wissenschaftlichen Beschäftigung etwas genauer ausleuchten, auch um die theoretischen und empirischen Anschlüsse der einzelnen Beiträge im Einzelnen vorstellen und verorten zu können.

3. Zum Begriff der Krise und seinen Implikationen für das Verhältnis von Familie, Geschlecht und Erziehung

Ein Jahrbuch zu Familie – Geschlecht – Erziehung im 21. Jahrhundert herauszugeben, suggeriert eine mit dem Jahrhundertwechsel gewandelte Gestalt und Ausdruckform dieser Trias. Dass es hier einen quasi epochal zu nennenden Wandel gab, scheint insofern nahezuliegen, als im vergangenen „Jahrhundert des Kindes“ (Ellen Key, in der Bilanzierung Andreas Flitner 1999) weitrei-

chende rechtliche Veränderungen zu verzeichnen sind: im Verhältnis von Eltern zu Kindern (z.B. Recht auf gewaltfreie Erziehung 2000, UN-Kinderrechtskonvention 1990 usw.) sowie zwischen den Geschlechtern (Ergänzung des Grundgesetzes zur Förderung der Gleichberechtigung von 1994 sowie Reformen des Ehe- und Familienrechts, u.a. Vergewaltigung in der Ehe als Straftat 1997, aber auch spät: Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften 2001).² Die rechtlichen Reformen haben das Geschlechterverhältnis, die generationale Ordnung grundlegend und demnach auch jegliche Erziehungsfragen nachhaltig verändert.

Diese Veränderungen lassen sich in ihrer Ausrichtung auf Gleichstellung der Geschlechter und Generationen sowie auf Gewaltfreiheit als Erfolg – im Sinne der Einlösung des (bildungstheoretisch auf Humboldt zurückgehenden) Anspruchs einer Humanisierung familialer und damit menschlicher Beziehungen – lesen.³ Im 21. Jahrhundert geht es schließlich um die Frage, wie die Gestaltung familiärer Beziehungen unter den veränderten rechtlichen Rahmenbedingungen, die normative Verschiebungen legitimieren und (zumindest formal) Handlungsspielräume eröffnen, aussieht. Damit geht es auch um Fragen der Alltagspraxis, in der sich die praktischen Logiken des *doing family* (Jurczyk 2014) mit einem *doing couple*, *doing gender* und *doing education* verbinden.

Was hat das nun mit gesellschaftlichen Krisen zu tun? Das Jahrbuch folgt zwei Perspektivierungen des Krisenverständnisses, die im Folgenden im Anschluss an einen – in aller gebotenen Kürze dargestellten – begriffsgeschichtlichen Zugang skizziert werden sollen.

Ein begriffsgeschichtlicher Zugang ermöglicht es, den semantischen Wandel über die Zeit und die historische spezifischen Konturen des Krisenverständnisses zu beleuchten und aktuelle Desiderate der interdisziplinären Krisenforschung zu identifizieren (Bösch et al. 2020a). Folgt man der historischen Rekonstruktion von Koselleck (1982), geht der Ursprung des Begriffs auf die griechische Antike zurück, als mit *Krise* der Moment der ärztlichen Entscheidung gemeint war, die je nachdem zur Gesundheit oder zum Tod führen kann (Bösch et al. 2020b: 7). Der Begriff umfasste in diesem Verständnis somit nicht nur die mögliche Bedrohung, sondern gleichermaßen die Vorstellung menschlicher Handlungsfähigkeit, die zur Krisenbewältigung führen kann. Mit der Neuzeit hat sich die Verwendung des Krisenbegriffs über frühe Staatstheorien, die sich metaphorisch auf den menschlichen Körper bezogen haben (Graf

2 Vgl. dazu Gerlach, Irene (2015): Familie, Familienrecht und Reformen. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/198764/familie-familienrecht-und-reformen?p=all> [Zugriff: 15.11.2021].

3 Auch wenn mit diesen Veränderungen der rechtlichen Rahmenbedingungen für die Gestaltung familiärer Beziehungen normative Verschiebungen legitimiert und Handlungsspielräume eröffnet werden, folgt die Alltagspraxis doch einer eigenen Logik. Sie bleibt nicht nur vielerlei Routinen verhaftet, sondern gehorcht auch den nicht so einfach durch neue Regelungen steuerbaren individuellen Interessen, biografischen Erfahrungen, emotionalen Bedürfnissen etc.

2020: 18f.), auf politische, später dann auf technische, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen ausgebreitet, so dass sich *nicht nur die Lebensverhältnisse selbst veränderten, sondern auch die Begriffe zur Beschreibung derselben*. Die geschichtliche Entwicklung des Begriffs gewährt somit auch einen Einblick in die Uneinheitlichkeit und Vielfältigkeit seiner differenten Verständnisse und der gegenwärtigen Verwendung (Bösch et al 2020b: 5).

Hervorzuheben ist zunächst, dass der dem antiken Krisenbegriff immanente Zusammenhang zwischen der eher aktivistischen Seite, die im menschlichen Handeln und Entscheiden eine Möglichkeit sieht, die Zukunft positiv zu beeinflussen, und der Seite, die eher auf den potenziell negativen Ausgang fokussiert, so dass im Blick auf die Zukunft eher die Grenzen des Einflusses menschlichen Handelns hervortreten, im historischen Verlauf auseinanderfällt: Um das Krisenverständnis des Jahrbuchs – und nicht zuletzt der einzelnen Beiträge – präziser beschreiben zu können, soll insbesondere der Wandel des Begriffsverständnisses im 20. Jahrhundert zur Veranschaulichung herangezogen werden. In einer explorativen quantitativen und qualitativen Untersuchung arbeitete Graf (2020) detailliert heraus, dass Krisendiagnosen in den 1920er Jahren als eine spezifische Praxis der Kritik an bestehenden Verhältnissen vor allem von *veränderungswilligen Autor*innen* genutzt wurden, *um gesellschaftliche Handlungsbedarfe zu markieren, kollektive Handlungsaktivität zu erzeugen und eigene Zukunftsvisionen zu verbreiten* (Graf 2020: 20ff.) – und dies gleichermaßen von linken und rechten Revolutionär*innen. Diese „Krisenbegeisterung“ (Graf 2020: 20) nahm – zumindest, wenn man quantitative Daten⁴ zu öffentlichen und medialen Diskursen zugrunde legt – dann erst einmal ab. Erst die 1970er Jahre lassen sich in quantitativer Hinsicht wieder als Hochphase der Verwendung des Krisenbegriffs bezeichnen; allerdings mit einer entscheidenden Verschiebung: Die Bedeutung von *Krise* wandelte sich von einem positiv konnotierten zukunftsffenen Verständnis ins Negative (Graf 2020: 27). Mit den sich zunehmend als globale Krisen erweisenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen geriet die Überzeugung, dass die für die Bewältigung von Krisen verantwortlichen Akteure eindeutig bestimmt werden können und die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung folglich durch deren Entscheidungen beeinflusst werden kann, selbst in eine Krise. Auch wenn in den Krisendiagnosen der 1920er Jahre schon die Zusammenhänge von Krisen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilsystemen deutlich gemacht und die internationalen Verflechtungen politischer und wirtschaftlicher Entwicklungen sichtbar wurden, wird dies in seiner Komplexität erst in den 1970er Jahren zur dominanten Figur der Krisendiagnosen. Die ökologischen Krisen zeigen beispielhaft, wie Krisen „auf Dauer gestellt“ wurden (Graf 2020: 30), weil es an eindeutig bestimmbar Verantwortlichen mangelte, an die Handlungsaufforderungen gerichtet hätten werden können. Der

4 Zu den Schwierigkeiten einer sinnhaften Bestimmung des Textkorpus vgl. Graf (2020: 18).

Krisenbegriff verlor im Zuge dessen seinen handlungsaktivierenden Aspekt und *führt vielmehr die Grenzen politischer Steuerung und das Versagen politischer Institutionen vor Augen* (Graf 2020: 31). ‚Ohnmachtserfahrungen‘ sind insofern die zentrale Konnotation des Krisenbegriffs der 1970er Jahre.

Entlang der historischen Bedeutungsverschiebung des Krisenverständnisses lässt sich nun auch die doppelte Perspektive des Jahrbuchs plausibilisieren: Zum einen erscheinen die globalen Krisen des 21. Jahrhunderts als manifeste und andauernde Störungen gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Ordnungen, die zwar politisch bearbeitet werden, aber zugleich soziale, generationale, geschlechtsbezogene und globale Ungleichheiten bewirken – und somit immer wieder neue Bedrohungsszenarien erzeugen und kollektive Ohnmachtsgefühle entstehen lassen: Von der Krise zur Katastrophe scheint es nur ein kleiner Schritt zu sein. Die im Call aufgerufene Banken-, Wirtschafts- und Eurokrise, die Klimakrise, die humanitäre Krise im Kontext von Krieg und Flucht und die Pandemie lassen aufgrund komplexer Ursachen- und globaler Verantwortungsverflechtungen mal mehr, mal weniger die Grenzen der Beeinflussbarkeit der Zukunft durch menschliches Handeln hervortreten. Die Krisen, denen sich Familie und Familien ausgesetzt sehen, von denen sie selbst Teil sind und/oder in und mit denen sie sich bewegen, stellen Familien lokal wie global vor die Herausforderung, die Auswirkungen gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Krisen auf Erziehungspraxis sowie auf Geschlechtervorstellungen abzufedern, zu kompensieren oder in einer anderen Weise zu bearbeiten. An dieses Verständnis wird mit dem Jahrbuch insofern angeschlossen, als hier die Verwobenheit von globalen Krisen und lokalen Verhältnissen analytisch aufgeschlossen werden soll. Im Jahrbuch finden sich hier vor allem gegenstandsbezogene Beiträge zu den Folgen der Pandemie, so zum Beispiel zu den vergeschlechtlichten Praktiken der Betreuung und Versorgung von Kindern während der Zeit der Schulschließungen oder zu den Perspektiven von Kindern auf den Familienalltag während des Lockdowns.

Zum anderen ist aber die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung selbst, quasi als ‚veränderungswillige Akteurin‘, darauf ausgerichtet, Missstände im gesellschaftlichen Diskurs sowie in der politischen und privaten Praxis insbesondere im Kontext von Geschlecht und Erziehung sichtbar zu machen, mit Hilfe von theoretischen Analysen und empirischen Befunden wissenschaftliche und gesellschaftliche Handlungsbedarfe zu markieren und zu einer aktiven Zukunftsgestaltung zu motivieren. Damit schließt sie an die aktivistische Seite des Krisenbegriffs an. Im Jahrbuch finden sich hier Beiträge, in denen sich Familienbeziehungen als prekär erweisen, wie im Fall von Kindeswohlgefährdungen, der konversionstherapeutischen Behandlung von Homosexuellen oder in Unterkünften für geflüchtete Menschen.

Dass es in der Frage, was als Krise gilt – nicht zuletzt gesteigert durch die Vervielfältigung von Stimmen innerhalb von *social media* –, zu Kämpfen um

die Diskurs- und Deutungsmacht kommt, macht nicht zuletzt den konstruktivistischen Charakter von Krisendiagnosen deutlich, der insbesondere dann sichtbar wird, wenn – wie in einem der Beiträge über rechte Erziehungsratgeber fokussiert – Krisenrhetoriken in Anwendung gebracht werden.⁵ In deren spezifischer Optik befinden sich zu bewahrende und gegen gesellschaftliche Wandlungsprozesse wiederherzustellende, als natürlich verstandene Ordnungen der Geschlechter, Generationen und der Familie in einer Krise. Dabei werden die Ungewissheit, Unsicherheit und Krisenabhängigkeit postmoderner und globaler Entwicklungen von Gesellschaft in ein Licht gerückt, in dem sie als vermeidbare Begebenheiten auf einer falschen Abbiegung vom – im doppelten Sinne – ‚rechten Weg‘ erscheinen. Entgegen liberaler, aber auch neoliberaler Bearbeitungen der durch den beschleunigten technologischen, politischen und ökonomischen Wandel entstandenen gesellschaftlichen Herausforderungen setzen sie auf eine Rückbesinnung auf vermeintlich bewährte Ordnungen und die Stabilität der Verhältnisse, und damit auch auf eine Retraditionalisierung von Familie, Geschlecht und Erziehung.

Dass es sich für eine Geschlechterforschung, die sich als erziehungswissenschaftliche versteht, lohnen könnte, den Umgang mit gesellschaftlichen Krisen auch über das vorliegende Jahrbuch hinaus zum Thema zu machen, zeigt beispielsweise auch ein Blick auf Jugend: Lange vor allem als Seismograph für gesellschaftliche Probleme fokussiert, setzen sich Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im 21. Jahrhundert selbst sichtbar, explizit, offensiv und global online wie offline für eine zukunftsfähige gesellschaftliche Bearbeitung von Krisen ein – Beispiele sind hier die von Jugendlichen getragenen Bewegungen gegen die Klimakatastrophe, Rassismus und Polizeigewalt, (Hetero-)Sexismus, aber auch für *body positivity*, Demokratie und freies Internet. Dabei scheint die jugendliche Politisierung in Kombination mit digitalen Formen der weltweiten Vernetzung geradezu einen Kontrapunkt zum gesamtgesellschaftlich fehlenden Zutrauen in die Möglichkeiten institutionalisierter Regulierung und politischer Steuerung zu setzen. In welchem Verhältnis der Aktivismus der jüngeren Generationen zu dem erziehungstheoretisch von Schleiermacher grundgelegten Auftrag der älteren Generation steht, zu Klafkis Anspruch auf die schulische Bearbeitung epochaler gesellschaftlicher Schlüsselprobleme oder auch zu den in Schulbüchern mannigfaltig vorhandenen Krisendarstellungen, die „als didaktische Katalysatoren der Erzeugung von Aufmerksamkeit“ (Otto et al. 2020: 98) genutzt werden, muss hier offenbleiben; genauso wie die Frage, ob solche kollektiven Antworten auf individuelle Ohnmachtserfahrungen als ein Effekt von Erziehung und Bildung zu deuten sind, oder eher als ihr Gegenpol. Dies wäre sicherlich Gegenstand eines eigenen Themenschwerpunkts.

5 Die aktuelle interdisziplinäre Krisenforschung versucht dem Verhältnis von manifester Krise und diskursiv erzeugter Krise mit Reflexivität zu begegnen (vgl. dazu Bösch et al. 2020b: 5).

4. Zu den Beiträgen

Den Auftakt des Jahrbuchs bilden in diesem Heft drei Essays. Wir freuen uns, dass Barbara Rendtorff, Hannelore Faulstich-Wieland und Sylvia Buchen unsere Einladung angenommen haben, grundlegendere gendertheoretisch fundierte Diagnosen zu Familie, Erziehung und Krise in essayistischer Form auszuarbeiten. Stärker als es den meisten – in enge Zeitpläne eingepassten – empirischen Projekten möglich ist, beziehen alle drei Autorinnen sich über eine längere Zeitspanne erstreckende Beobachtungen in ihre Beiträge ein und konturieren die gegenwärtige gesellschaftliche Situation vor dem Hintergrund ihrer jahrzehntelangen Forschungs- und Theoriearbeit.

Den vornehmlich empirischen Beiträgen des Themenschwerpunktes stellen wir somit Reflexionen voran, die Befunde, Erkenntnisse und Einschätzungen der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung des 20. Jahrhunderts in ihre Analysen einbeziehen, die Entwicklungen auf dem Feld der Geschlechterforschung in vielerlei Hinsicht bilanzieren und Zeitdiagnosen in einen breiten Kontext einbetten. Dabei wird in allen Essays deutlich, dass manches schon früh konturierte Forschungsdesiderat nach wie vor in ähnlicher Weise besteht.

An erster Stelle geht **Barbara Rendtorff** unter dem Titel *Welche Krise(n)?* der Fragestellung nach, inwiefern überhaupt von einer Krise der Männlichkeit, der Geschlechterordnung, der Familie und der pädagogischen Einrichtungen die Rede sein kann. Denn die tiefgreifenden Wandlungsprozesse der Geschlechterordnung, die sich historisch über einen längeren Zeitraum angebahnt haben, erweisen sich nicht selbst als Krise – im Sinne eines Wendepunktes –, an ihnen kristallisieren sich vielmehr die nach wie vor unzureichenden gesellschaftlichen Strategien des Umgangs mit diesen weitreichenden Veränderungen heraus: Strukturell wie normativ stehe nach wie vor die gesellschaftliche Übernahme der Verantwortung für Sorgearbeit aus.

Hannelore Faulstich-Wieland skizziert in ihrem Beitrag *Von geschlechtstypisch zu geschlechtskreativ? Bemühungen einer geschlechtsneutralen Erziehung im Rückblick* beginnend mit dem Jahr 1985 eine, auch eigene biografische Beobachtungen einbeziehende, Geschichte der geschlechtsneutralen Erziehung. Hervorgehoben wird dabei die Kontinuität der familiären und pädagogischen Bemühungen darum, einengende Geschlechterstereotypen zu vermeiden und dadurch den Raum für die Entwicklung vielfältiger Identitäten zu öffnen. Den Kontext dieser Bemühungen bildet das Zusammenspiel von sich ändernden geschlechtertheoretischen Paradigmen, Sprachkritik und rechtlichen Neuregelungen. Trotz empirischer Hinweise auf positive Effekte ist die systematische Erforschung der Folgen einer Entdramatisierung von Geschlecht in der Erziehung noch immer ein Desiderat.

Der Beitrag von **Sylvia Buchen** spürt unter dem Titel *Psychosoziale Folgen der Corona-Pandemie. Ein Zwischenruf aus erziehungswissenschaftlich-gendertheoretischer Sicht* mosaikhaft Folgen der Corona-Pandemie auf: Die politisch ohnehin lange vernachlässigten – immer schon vergeschlechtlichten – Ungleichheitsverhältnisse bzw. die schlechteren Lebenschancen von sozial- und bildungsbenachteiligten Jugendlichen verschärfen sich; auch die sich schleichend und im Zuge der Pandemie rapide verschlechternde physische und psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen wird bislang nur randständig thematisiert. Dass sich die aktuelle Situation darüber hinaus auch auf adoleszente Individuationsprozesse auswirkt, zeigt sich beispielhaft in der Supervisionsarbeit mit Studierenden. Vor allem von Erziehungswissenschaft und Genderforschung seien zu diesen – noch unabsehbar lange andauernden – Nachwirkungen kritische Beiträge zu erwarten.

Für den Themenschwerpunkt haben wir fünf Beiträge ausgewählt, die sehr unterschiedliche thematische Felder auf (nicht nur) methodisch ganz unterschiedliche Weise in den Blick nehmen und damit auch die Breite aktueller erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung widerspiegeln. Wir freuen uns, damit einen Einblick in aktuelle Forschungsprojekte und theoriegeleitete Erkenntnisse zu Familie, Erziehung und Geschlecht im Kontext verschiedener Krisen des 21. Jahrhunderts geben zu können.

Den Auftakt im Themenschwerpunkt bildet der Beitrag *Doing Family und Geschlecht in der Corona-Pandemie – Wie Eltern in Zeiten hoher Belastung für ihre Kinder sorgen* von **Regina Ahrens, Anna Buschmeyer und Claudia Zerle-Elsäßer**. Im Zentrum des Textes steht die Frage, auf welche Weise und mit welchen vergeschlechtlichten Paradigmen von ‚guter‘ Elternschaft ein *Doing family* unter den Bedingungen der Covid 19-Pandemie stattfindet. Hierzu wurden gezielt getrenntlebende Eltern und Eltern in Führungspositionen in den Blick genommen, da angenommen wurde, dass sie vor besonderen Herausforderungen stehen, den eigenen Erziehungsansprüchen auch in Zeiten der Krise gerecht zu werden. Die Autorinnen zeigen anhand zweier exemplarischer Fallbeispiele auf, dass neben äußeren Umständen auch geschlechterspezifische Erwartungen an Mutter- bzw. Vaterschaft zu unterschiedlichen Strategien führen, die neuartigen An- und Herausforderungen zu bewältigen.

In einem weiteren empirischen Beitrag zur Corona-Thematik gehen **Jennifer Carnin** und **Svenja Garbade** unter dem Titel *Familiale Sorgearrangements während der gesellschaftlichen Schließungsmaßnahmen im Rahmen der COVID-19-Pandemie. Partizipative Perspektiven auf die Herstellung von Familie* der Frage nach, wie sich Kinder zu ihrem Familienalltag im Lockdown positionieren. Als empirisches Material werden Fotostrecken von Kindern und ergänzende Familieninterviews herangezogen. An der Schnittstelle von Kindheits- und Geschlechterforschung werden am Beispiel von zwei Kontrastfällen demonstrativ-problematisierende und affirmativ-normalisierende Strategien

der Herstellung von Sorgearrangements konturiert, die einen aufschlussreichen Einblick in die unterschiedlichen Lebenswelten von Kindern eröffnen.

Margot Vogel Campanello und **Michèle Röthlisberger** zeigen in ihrem Beitrag *Krise der Familie – Familie in Krise. Interventionslogik von Behörden bei Kindesvernachlässigung und die Perspektive betroffener Mütter. Eine exemplarische Falldarstellung* auf, wie sich Behörden im Rahmen des institutionellen Einschreitens bei Kindeswohlgefährdung aufgrund eines impliziten Familismus, aber auch durch die (notwendige) Kooperation mit den Erziehungsberechtigten und dadurch entstehende Beziehungen eher an den Interessen der Eltern als am Wohle des Kindes orientieren: Nicht die tatsächliche Situation, in der sich das Kind befindet, sondern der ‚gute Wille‘ der Mutter wird fokussiert und als Entscheidungsgrundlage genommen. Indem die Autorinnen die Perspektive sowohl der betroffenen Mutter als auch der Behördenmitarbeiter*innen in Form von (Expert*innen-) Interviews, Aktenanalyse und teilnehmender Beobachtung bei einer Entscheidungssitzung rekonstruieren, beschreiben sie zum einen eine krisenhafte Situation in einer Familie, zum anderen eine institutionelle Krise, die in – ebenfalls als krisenhaft beschreibbare – gesellschaftliche Verhältnisse eingelassen ist.

Einer vollkommen anderen Thematik widmet sich **Julian Sehmer** in seinem Beitrag *Queerfeindliche Narrative, Subjektivierung und familiäre Desidentifikation. Zur (Un)Möglichkeit freiwilliger Zustimmung zu Konversionsbehandlungen*. Darin beschreibt er die politischen, gesellschaftlichen, vor allem auch familienbezogenen Bedingungen, unter denen sich queere Personen, so das Ergebnis der Analyse des Autors, gar nicht *freiwillig* zu einer sogenannten Konversionstherapie entscheiden können – auch wenn das entsprechende, 2020 im deutschen Bundestag verabschiedete Gesetz dies vorsieht. Die vermeintliche Krise sogenannter ‚traditioneller‘ Familienformen entlarvt Julian Sehmer insofern als ein queerfeindliches Narrativ, als damit heteronormative Vorstellungen durchgesetzt werden sollen, die im Kontext von Familie, Erziehung und sexueller Lebensweise mitunter zu einer familialen Desidentifikation führen.

Sarah Meyer widmet sich dem Krisentopos wiederum in einem anderen Kontext. Unter dem Titel *Erziehung, Familie und Geschlecht in der Krise: Landnahmestrategien des Pädagogischen durch die Neue Rechte* arbeitet sie in einer detaillierten Analyse eines Erziehungsratgebers einzelne Grundmotive der rechten Krisenrhetorik heraus. Der Akzent liegt dabei u.a. darauf, zu zeigen, wie die rechte Erziehungslehre z.B. bindungstheoretische Anleihen aufnimmt und zur wissenschaftlichen Legitimation ihres ideologischen Gerüsts benutzt. Die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung täte insofern gut daran, solche diskursiven Strategien langfristig zu beobachten und aufzudecken. Schließlich liegt gerade in dieser Mischung aus pädagogisch einschlägigen Kon-

zepten und einer biologisch begründeten Geschlechter- und Generationenordnung die Gefahr, dass rechte Ideologien in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs über Erziehung eingehen.

Im offenen Teil des Jahrbuchs versammeln sich insgesamt vier Beiträge, von denen zumindest drei auch in einem Zusammenhang mit dem Themenschwerpunkt des Bandes gelesen werden können.

So werden im Beitrag *Familie im Kontext von Flucht und Asyl – Die Perspektive von Jugendlichen auf den Familienalltag* von **Kilian Hüfner** explorative Analysen des *Doing Family* in Gemeinschaftsunterkünften vorgelegt. Eine solche Unterbringung muss einerseits als organisierte Desintegration gelesen werden, andererseits zwingt sie Kinder und Jugendliche in die Situation, mit der damit verbundenen Desorganisation familialer und geschlechtlicher Ordnungen umzugehen. Im Rückgriff auf Goffmans Konzept der totalen Institution und Täubigs Ausarbeitung des Konzepts hinsichtlich der Lagerunterbringung wird beispielhaft an zwei Fällen gezeigt, wie die Desorganisationsprozesse Generationen- wie Geschlechterbeziehungen berühren, die sich in den jugendlichen Erzählungen vor allem an der Rolle der Väter kristallisieren.

Jeanette Windheuser legt mit ihrem Beitrag *Sexueller Missbrauch von Kindern. Zur Krise des Begriffs* eine tiefgreifende Analyse der Begriffe Sexueller Missbrauch, sexuelle und sexualisierte Gewalt und ihrer Verwendung vor, die sichtbar macht, wie in Abhängigkeit von der juristischen oder eben der feministisch-wissenschaftlichen Perspektive Sexualität, Gewalt und Geschlecht jeweils anders konstelliert werden. Trefflich hergeleitet wird im Zuge dessen eine Öffnung der auf den vermeintlich ‚richtigen‘ Begriff verengten Perspektive: Indem Generation, Geschlecht und Sexualität immer schon mit (geschichtlich vermittelten) Erfahrungen des individuellen und gesellschaftlichen Ausgeliefert-Seins verbunden sind, ließe sich in der Tradition feministischer Utopiebildung über begriffsanalytische Auseinandersetzungen hinaus danach fragen, wie Angewiesenheit und Sorge einen gesellschaftlichen Ort erhalten könnten, um somit Verfügbarkeitsphantasien und Gewaltbeziehungen den Boden zu entziehen.

Oliver Niels Völkel nimmt in seinem Beitrag *Wider die Essenzialisierung – zum Einbezug von LSBTIAQ+ im (fremd- und zweitsprachlichen) Deutschunterricht* die in verschiedenen Studien nachgewiesene geschlechterstereotypisierende Ausrichtung von Schulbüchern und Unterrichtsmaterialien zum Anlass, zu erkunden, wie sich heteronormative Strukturen sowie die Exklusion und Essenzialisierung vielfältiger sexueller Lebensweisen in Lehrwerken des DaZ/DaF-Unterrichts abbilden. Auf Grundlage seiner Analyse plädiert er dafür, den Sprachunterricht zu *queeren*, und gibt konkrete Anregungen, wie sich dies in der Praxis umsetzen lässt.

Weniger in einem fachdidaktischen, sondern eher in einem professionalisierungstheoretischen Kontext bewegen sich **Britta Breser** und **Monika Gigerl** mit ihrem Beitrag *Diversität von Familie(n) als Herausforderung für den Unterricht in der Primarstufe*. Sie gehen davon aus, dass sich gesellschaftliche Diskurse rund um Familienformen auch im Unterricht der Primarstufe widerspiegeln und befragen hierzu sowohl in der Lehrer*innenbildung Tätige als auch Lehramtsstudierende sowie praktizierende Lehrpersonen zu ihren Konzepten von Familie. Ergänzt wird die quantitative Erhebung durch leitfadengestützte Interviews mit Lehrer*innen. Die Autorinnen arbeiten heraus, dass das tradierte Konstrukt der Kernfamilie nach wie vor sehr virulent ist, auch wenn durchaus eine Offenheit bspw. gegenüber gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen zumindest rhetorisch in Anschlag gebracht wird – und dies vor allem bei weiblichen Lehrkräften.

Neben den beschriebenen Beiträgen findet sich im Jahrbuch ein ausführlicher Bericht zur – thematisch ungeplant und unbeabsichtigt zum vorliegenden Band passenden – Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung von 2021 *Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung*, der von **Caroline Gröschner** verfasst wurde.

Mit insgesamt drei Rezensionen schließt das Jahrbuch: **Janine Stoeck** setzt sich mit dem Herausgabeband von Anna Buschmeyer und Claudia Zerle-Elsässer *Komplexe Familienverhältnisse. Wie sich das Konzept ‚Familie‘ im 21. Jahrhundert wandelt* auseinander, **Rebekka Blum** und **Frauke Grenz** rezensieren den von Annette Henninger und Ursula Birsl zusammengestellten Sammelband *Antifeminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* und **Anna Hartmann** widmet sich dem Themenheft *Sexueller Missbrauch* der Grundschulzeitschrift.

Literatur

- Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.) (2020a): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer.
- Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan/Thiel, Thorsten (2020b): Für eine reflexive Krisenforschung – zur Einführung. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer, S. 3–16.
- Ecarius, Jutta (2020): Perspektiven qualitativer Forschung zu Erziehung. In: Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Rekonstruktive Erziehungsforschung. Wiesbaden: Springer, S. 39–60.
- Fickermann, Detlef/Edelstein, Benjamin (Hrsg.) (2020): „Langsam vermisste ich die Schule...“. Schule während und nach der Corona-Pandemie. In: Die Deutsche Schule, Beiheft 16. Münster/New York: Waxmann.

Familie, Geschlecht und Erziehung – in Zeiten der Krisen des 21. Jahrhunderts

- Flitner, Andreas (1999): Das Kind am Ende seines Jahrhunderts. In: Neue Sammlung 39, 2, S. 163–177.
- Gerlach, Irene (2015): Familie, Familienrecht und Reformen. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/198764/familie-familienrecht-und-reformen?p=all> [Zugriff: 15.11.2021].
- Graf, Rüdiger (2020): Zwischen Handlungsmotivation und Ohnmachtserfahrung – der Wandel des Krisenbegriffs im 20. Jahrhundert. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer, S. 17–38.
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 50–71.
- Koselleck, Reinhardt (1982): Krise. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhardt (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 617–650.
- Maihofer, Andrea (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S. 313–334.
- Matthes, Eva (2018): Familie und Familienforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft, Familienforschung. Wiesbaden: Springer, S. 249–280.
- Max-Planck-Gesellschaft (MPG) (2021): Wer sind die Ungeimpften? <https://www.mpg.de/17668113/impfbereitschaft-in-europa> [Zugriff: 20.11.2021].
- Otto, Marcus/Sammler, Steffen/Spielhaus, Riem (2020): „Krisen“ als Seismografen gesellschaftlichen Wandels und Gegenstand schulischer Bildungsmedien. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer, S. 93–108.
- Peuckert, Rüdiger (2019): Familienformen im sozialen Wandel. 9. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE (2020): Geschlechterverhältnisse der Krise und ihre Bewältigung. Statement zum Umgang mit der Corona-Pandemie vom 05.05.2020. https://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Sektionen/Sek11_FuGFiEW/2020_Statement_Corona_SektionFGF.pdf [Zugriff: 02.11.2021].
- Wirz, Eugenie (2021): Care-Arbeit und Familie transnational. Rekonstruktionen sozialer Netzwerke ukrainischer Arbeitsmigrantinnen. Wiesbaden: Springer.